

THEMA

- 2 **Zeit der Arbeit – Raum der Muße**
Von Günter Figal
- 9 **Produktive Unterbrechungen:
Faszination Lesen**
Von Christoph Gellner
- 14 **Muße-Erzählungen?**
Die Replik von Günter Figal auf
Christoph Gellner
- 16 **Arbeiten und Wirken, (Nichts-)Tun
und Lassen**
Die Replik von Christoph Gellner auf
Günter Figal
- 18 **Der Verlust der Muße oder was wir vom
barocken Zeitalter lernen könnten**
Von Peter Hersche

PROJEKT

- 23 **Ein Jahr Aufatmen und dann ...**
Was bleibt von einem Experiment im
Bistum Osnabrück?
Von Daniela Engelhard

INTERVIEW

- 27 **Die Poetik des Bauens**
Ein Gespräch mit Jörn Köppler

PRAXIS

- 32 **Napolitudine**
Inspirationen mediterraner Lebenskunst
Von Christian Bauer
- 37 **„Geld und ein eigenes Zimmer“
(Virginia Woolf)**
Über die Bedingungen von Muße
Von Ute Leimgruber

- 41 **Muße, oder: Zum Erfolg befreit**
Von Matthias Sellmann
- 46 **Meine Muße**
oder: Wie ich lernte, der Singularisierung zu
entsagen
Von Bernhard Spielberg

FORUM

- 50 **Ruhe mit Potenzial**
Ein exegetischer Zwischenruf – angeregt durch
Gen 2,2
Von Christian Schramm

SEELSORGE UND DIASPORA: BONIFATIUSWERK

- 55 **„Ich möchte einfach nur hier sitzen!“ –
geistliche Übungen als sinnerfüllte Muße**
Exerzitienangebot des Bonifatiuswerkes im
norwegischen Marienklöster auf Tautra
Von Sebastian Schwertfeger
- 58 **Im Dienst einer vielfältigen Diaspora**
Das Bonifatiuswerk als Hilfswerk für den
Glauben
Von Georg Austen

POPKULTURBEUTEL

- 70 **PutZen**
Von Bernhard Spielberg

NACHLESE

- 61 **Re:Lecture**
Von Erich Garhammer
- 63 **Buchbesprechungen**
- 69 **Impressum**



LS: Was verbinden Sie mit dem Begriff „Muße“?

Köppler: Beim Nachdenken über diese Frage kommen mir zwei Bilder in den Sinn, welche für mich den Begriff der „Muße“ eindrücklich zu fassen vermögen: Zum einen ist es das Bild „Das Balkonzimmer“ von Adolph Menzel aus dem Jahr 1845, welches hier in Berlin in der Alten Nationalgalerie zu sehen ist. Für mich zeigt dieses Bild einen Moment von, wenn ich so sagen kann: schwebender Zeitlosigkeit. Einen vorgestellten Moment eines Stadtsommernachmittages in diesem, oder besser: in solch einem Berliner

Zimmer, die Hitze des Tages langsam vergehend, leise, heraufdringende Geräusche aus dem Hof vor dem Fenster, gedämpfte Schritte, fernes Geschirrklopfen,

Die Poetik des Bauens

Ein Gespräch mit Jörn Köppler

ein kaum merklicher Wind, welcher die durchscheinenden Gardinen der geöffneten Flügeltüren zart bewegt, der Widerschein des Lichtes auf dem Holzboden, hin und wieder unterbrochen von den bewegten Blätterschatten des Hofbaumes, welche in den Lichtschein hineinwehen. Das andere Bild stammt aus einem Gedicht Georg Trakls, „Ein Winterabend“, welches mit den Zeilen beginnt: „Wenn der Schnee ans Fenster fällt, | Lang die Abendglocke läutet, [...]“ Auch hier, die Erinnerung, selbst an einem solchen Fenster gesessen zu haben und der Zeit und dem Leben beim stillen Herabschneien auf die Erde zuzusehen. Warum diese Bilder? Vielleicht weil sie für mich etwas zum Ausdruck bringen, was ich bezeichnen möchte mit dem so wertvollen wie flüchtigen Gefühl einer innigen Wahrnehmung des Bedeutsamen – im Zuhören, im leise werden.

LS: Wann empfinden Sie Muße, wann Stress?

Köppler: Muße, Momente dessen, welches ich versucht habe in den beiden Bildern zu beschreiben, sie stellt sich meist ohne jedes Zutun, ohne ein Wollen ein. Dass also jetzt, in diesem Augenblick – z.B. am Wochenende – Muße sein möge, das funktioniert nicht. Es wäre vielmehr, andersherum gedacht, geradezu die Definition von Stress: Jenes, ob aus einem Selbst oder von Außen herangetragene Wollen des „So muss es sein!“, verbunden mit dem ungeduldigen: „Warum ist es noch nicht so?“ Die Muße, für mich eine Form des stillen, leisen Erwiderns der Welt im Moment ihrer absichtslosen Betrachtung,

Jörn Köppler

Architekt Dr., Stipendiat der Villa Massimo, gemeinsam mit Annette Köppler-Türk und Karsten Schubert Architekturbüro in Potsdam und Berlin.

Erich Garhammer

Dr. theol., Prof. em. für Pastoraltheologie und Homiletik an der Universität Würzburg und Schriftleiter der „Lebendigen Seelsorge“.

entzieht sich aus dieser Definition heraus der Idee der Herstellbarkeit, welche alle Form der Erwidern nur zu überdecken scheint. Ihr Anwesen scheint mit der Bereitschaft des Zuhörens verbunden, des fragenden Wahrnehmens – in einer z.B. fremden Landschaft, einem neu gesehenen Raum oder im Garten, unter dem Obstbaum liegend.

LS: Wie schaut der Alltag eines Architekten aus? Lässt er solche Momente der Muße zu?

Köppler: Ja, lässt unser Büroalltag diese absichtslosen, innigen Momente zu? Natürlich kann ich hier nur von unserem Büro sprechen, aber eigentlich müssten wir zumindest diese Frage verneinen. Das Bauen eines Hauses, um das es ja im Kern unserer Büroarbeit geht, ist eben eine in weiten Teilen sehr absichtsvolle und heute auch sehr technisch-ökonomische und immer mehr auch juristische Angelegenheit. Abgesehen von den ersten Bauherrngesprächen und der noch von Finanz- und Bauproblemen unbelasteten Phase der ersten Entwurfsskizzen, des Fassens der Aufgabe, der Betrachtung des Ortes, der Reflexion der Wünsche der Bauherren usw., welche beim ganzen Bauprozess vielleicht nur 10 Prozent der investierten Zeit ausmacht, denkt man danach so viel über Normen, Abdichtungen oder Bauabläufe nach, dass man schon ziemlich auf der Hut sein muss, das eigentliche Ziel nicht aus den Augen zu verlieren: den Versuch also, ein schönes, angemessenes Haus zu bauen, welches seinerseits Momente der Muße, des Bedeutsamen für dessen Bewohner in-werksetzen könnte.

LS: Wie könnte das gelingen?

Köppler: Zum einen denke ich, dass das vielleicht immer so war und die technische Seite der Architektur, ihre *tektoniké*, eben einen wichtigen Teil ihres Wesens ausmacht. Zum anderen jedoch habe ich den Eindruck, dass man in unserer vom Imperativ des nur noch instrumentellen Denkens deformierten Zeit es ganz vergessen hat, auch über das Entscheidende der Architektur, der *architektoniké* nachzudenken, also über das die Technik erst erweiternde, die *arché*, den Sinngrund des Werks gewissermaßen. Während meines Studiums habe ich in einem großen Architekturbüro gearbeitet, in welchem die Architektur in fast karikaturhaft-konsequenter Weise gänzlich zu einem ökonomisch-technischen Apparat umverstanden war. Ich habe mir dabei manchenmal vorgestellt, dass, mit dem Entwurf eines Ausstellungsraumes befasst, es eigentlich am besten wäre, würde ich mich zum Nachdenken über den Entwurf von den Kollegen zu einem nachmittäglichen Spaziergang im Park verabschieden. Die Unmöglichkeit, dieses tatsächlich tun zu können in einem von immenssem Druck und großer Geschäftsmäßigkeit geprägten Büroklima, mag diesen Widerspruch der heutigen Architekturpraxis vielleicht illustrieren. So kann man eigentlich nichts anderes tun, als sich

immer wieder Freiräume zu schaffen, neben, nach, bzw. vor den immer die volle Aufmerksamkeit beanspruchenden Baustellen, um wieder zur Ruhe zu kommen, zum absichtslosen, unbedrängten Reflektieren.

LS: Wo sehen Sie die Herausforderungen für die Architektur der Zukunft? Was sind Ihre Visionen?

Köppler: Ganz kurz gesagt: Das in unserer Gegenwart eher vergessene, überzeitliche Vermögen der Architektur, Bedeutsames wie jenes, welches uns in Momenten der Muße begegnen mag, erinnernd in-werkzusetzen. Das Vermögen, über Körper und Raum des architektonischen Werks auf das zu verweisen, welches wir selbst nicht in der Lage sind herzustellen: Sinn. Vitruv beschrieb in dem ältesten uns überlieferten architekturtheoretischen Text, den „Zehn Büchern über Architektur“, diese geistige oder auch transzendente Dimension des Architektonischen mit der *venustas*, der Schönheit. Sie fasste die beiden anderen von ihm benannten, im Physischen liegenden Kategorien des Architektonischen, die *firmitas* (Festigkeit) und die *utilitas* (Nützlichkeit) ordnend zu einem solchen idealen Grundriss zusammen, in welchem, so wie ich das sehen kann, unserem der physischen wie geistigen Sphäre angehörenden Wesen Raum gegeben wird. Dass wir uns heute fast ausschließlich und nicht allein in der Architektur mit den physischen Aspekten unseres Wesens sowie den diesen entsprechenden technischen Problemen unserer Häuser befassen, hieße aber, dass damit nur ein Teil unserer Selbst im Doppelsinne des Wortes bedacht ist. Eben das wäre aus meiner Sicht das größte Manko und zugleich, im Sinne der Korrektur dieser Einseitigkeit, die größte Aufgabe der Architektur der Gegenwart. Die so diffizile wie fragile räumliche Hervorhebung, die *poiesis* also von sich zeigender Transzendenz durch das Werk, – daran zu arbeiten, sich zu versuchen, zu scheitern, sich neu zu versuchen: das wäre meine Vision für unser Bauen.

LS: In welchen Räumen empfinden Sie Muße? Was hat das zur Voraussetzung?

Köppler: Anknüpfend an den Begriff der altgriechischen *poiesis*, welche wie gesagt ein Hervorheben meint, ein gleichsam unterstreichendes In-Werksetzen – ganz im Gegensatz zum Komplementärbegriff der *téchne*, dem Erzeugen –, daran anknüpfend also sind das für mich immer solche Räume, welche im Sinne Peter Handkes wie ein gebautes „Siehe“ erscheinen. Wie ein, mit Adorno gesprochen: „stummer Hinweis auf das, was schön sei“. Solche Räume tragen für mich eine Form der Innigkeit, der erwähnten innigen Wahrnehmung des Bedeutsamen in sich, welche mich mit der nicht von Menschen gemachten, der geschöpften Wirklichkeit reflektierend zu verbinden vermögen: in der existenziellen Frage nach dem, was wahr sei. Das meinte ich mit sich zeigender Transzendenz im Werk. Dieses still werden, in mir, im Raum, diese zuhörende Stille, ich denke, dass diese ästhetische

Erfahrung architektonisch daran gebunden ist, dass das Gebaute ganz einfach diesen Transzendenzgedanken zum Inhalt hat, oder besser, diesen als Idee in sich trägt.

LS: Können Sie ein Beispiel anführen?

Köppler: Was sich wie eine Tautologie anhört, kann ich anhand eines Beispiels versuchen verständlicher zu machen: mit der Architektur des Tempels von Dodona, dem mit Delphi wichtigsten Orakelort des antiken Griechenlands, welcher für mich wie ein Inbild des bezeichneten poetischen Baugedankens erscheint. Seine Gestalt wirkt dabei im Großen und Ganzen wie die Umkehrung des klassischen griechischen Tempels mit Säulenumgang und Cella. Hier bestand die Hauptanlage aus einer den Raum des Tempelbezirkes rahmenden, einfachen Mauer, in welchem die als heilig angesehene Eiche stand. Aus dieser Eiche, aus der Bewegung der Äste und Blätter im Wind sowie dem Anflug der Vögel lasen die Priester Dodonas das Schicksal, die *moira*, heraus. Die frappierende Einfachheit des Architekturgedankens, die Einsicht, das im Geschöpften sich zeigende Bedeutsame nicht selbst herstellen zu können, zu formen oder zu bauen, sondern das Vorgefundene und als heilig Verstandene nur zu rahmen, einen Raum um dieses zu legen, in welchem das Ephemere der Erfahrung von Sinn wie festgehalten erscheint – mehr eigentlich ist gar nicht zu tun. So einfach! – und doch so schwer, stellt sich dabei doch zuallererst die Frage, was für uns, für unsere Zeit so heilig ist, dass wir unsere Räume daraufhin richten wollen, dieses rahmend, erinnernd hervorhebend.

LS: Welchen Anspruch haben Sie an Kirchenräume?

Köppler: Eigentlich genau jenen, welchen der Tempel von Dodona zeigt, dass also das Bauwerk als räumlicher Verweis fungiert, sich nicht selbst als bedeutsam versteht, sondern das Bedeutsame als das nicht Herzustellende, Machbare, Konstruierbare, kurz: als das Unverfügbare *zeigt*. Es gibt in diesem Zusammenhang das so bemerkenswerte Zitat zur Architektur von Ludwig Wittgenstein, der ja selbst einmal baute, das Haus für seine Schwester, und dabei offenbar tief in das Wesen des Bauens eintauchte; er sagt: „Architektur verewigt und verherrlicht etwas. Darum kann es Architektur nicht geben, wo nichts zu verherrlichen ist.“ Und sagt eben nicht: „Architektur ist ewig und zu verherrlichen.“

Das Urbild des Kirchenraumes ist dabei für mich die gotische Kathedrale, die meinem Verständnis nach all das in überzeitlicher Weise verkörpert. Sie ist eben so viel mehr Gefäß als Skulptur, lichtdurchströmter Ort, an dem sich der im ersten Buch der Könige festgehaltene, auch zweifelnde Dialog Salomos mit Gott übersetzt: „Aber bist du nicht viel zu erhaben, um bei uns Menschen zu wohnen? Ist doch selbst der ganze weite Himmel zu klein für dich, geschweige denn dieser Tempel, den ich gebaut habe.“ So fragte Salomo nach der Erbauung

des ersten jerusalemischen Tempels. Doch Gott antwortete: „Ich habe diesen Tempel, den du gebaut hast, zu einer heiligen Stätte gemacht, an der ich immer für euch zu finden bin.“ – in diesem „zu finden bin“ formuliert sich der ganze poetische Grundriss eines Kirchenraumes, wie er, so glaube ich, auch heute noch verstanden werden kann.

Ein anderen, nicht minder wichtigen Aspekt des Kirchenbaus hat der Architekt Rudolf Schwarz formuliert, indem er die Formfindung des Kirchenraumes von der Form der Versammlung der Gemeinde abgeleitet sah und beispielsweise den Zentral- bzw. den Rundbau als in Raum gezeichnete, sich an den Händen fassende Gemeinschaft verstand. Der wundervolle Aspekt an diesem Gedanken ist der Hinweis darauf, dass aus dem punktförmigen, vereinzelt Ich heraus gar kein Raum zu denken wäre. Es bedarf für den Raum, und damit für die Architektur allein schon geometrisch gedacht der Erweiterung eines Du, eines Gegenübers des Ichs, deren räumliche Versammlung dem Gebauten, auch und gerade dem einer Kirche, eine Stätte schafft.